

Brief aus Baden

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Solothurnisches Wochenblatt**

Band (Jahr): **3 (1790)**

Heft 30

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-820367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Solothurnerisches Wochenblatt.

Samstag den 24ten Junimonat, 1790.

N^{ro}. 30.

Brief aus Baden.

Vom Verleger.

Lieber P * *.

Du weißt, es ist so meine Art das Gute und Schöne der wohlthätigen Natur lieber in Herzensstille zu genießen, als ein romantisches Empfindungsgeschwäg darüber zu machen; aber heute ist ein so heller, wohl- lüstiger Morgen, die Sonne lächelt so freundlich über so manchen armen Scheitel, der da in diesem Heilbad Trost und Linderung sucht, daß ich mirs nicht erwehren kann, dir etwas über diesen Ort niederzuschreiben.

Wahrhaftig, es ist in der Schweiz beynahe kein Winkel, der nicht seine eignen Merkwürdigkeiten in sich faßt. Die blumenvolle Ebne wie das nackte Gebirg, der stürmische Waldstrom wie der rieselnde Silberbach, kurz jeder Hügel, jeder Dornstrauch hat etwas Anzügliches, etwas Schönes für das Aug des Beobachters. Die ganze Gegend da um Baden her- um ist ein anmuthiger Schauplatz der mannigfaltigsten Naturscenen. Du siehst schöne Wiesen, fruchtbare

St

Felder, volle Rebhügel und wohlangelegte Lustgärten. Die Stadt steht auf einer Anhöhe; die Bauart und hohen Thürme geben ihr vollkommen das Gepräge des grauen Alterthums. Das Heilbad liegt am Fuße des Lägerbergs, der sich dem Ansehen nach ehemals gespalten, und in die Tiefe gestürzt hat, wo ist die Limat über Felsenstücke und Bruchsteine sehr schnell dahinrauscht. Unter allen Quellen, die da an verschiedenen Orten entspringen, soll das St. Verena-bad den Vorzug haben; es liegt unter freyem Himmel, mit einer kleinen Mauer umfaßt; sein Umfang beträgt ungefähr 34 Schuhe in der Länge, und 20 in der Breite. Es ist sonderbar, daß dies Wasser nach der Witterung seine Farbe ändert; bald ist es grau, bald weiß, bald himmelblau; Dr. Scheuchzer glaubt, daß dies von der verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen herrühre, doch kann die Ursach auch im unterirdischen Grunde liegen. In der Mitte des Bades steht eine steinerne Säule mit dem Bildniß der Hl. Verena, zu der die katholische Andacht viel Zutrauen hat. Wollt' ich dir auch nur ein bloßes Verzeichniß der berühmtesten Wunderkuren machen, so müßt' ich dir ein ganzes Buch schreiben, und dies ist eben keine angenehme Arbeit für einen kraftlosen Kuristen. Arme und Fremde baden sich meistens in dieser Gesundheitsquelle. Glaube mir, es ist ein recht wehmüthiger Anblick für ein fühlendes Christenherz, wenn du da siehst, wie ein Vater seinen lahmen Sohn auf den Schultern ins Bad trägt, wie dort ein anderer halb nackt seinen siechen Körper auf den Krücken herben schleppt. Das Verena-bad ist oft mit hundert ganz fremden, und sehr auffallenden Gesichtern angefüllt; jedes verräth Ausdruck der Leiden, aber nach seiner Art. Wahrlich,

ein trauriges Gemälde des menschlichen Elends! Wenn ich da bisweilen am Fenster stehe, und der kraftlosen Aus- und Ankleidung dieser Pöbelhaften zusehe, so greif' ich oft voll mitleidiger Theilnahme in meine Tasche, und werde dann recht unwillig, daß ich nicht einer von jenen bin, die Vermögen genug besitzen für eine Pariserpastete 100 Liv. zu bezahlen. Wie leicht könnt' ich da mit der Hälfte hundert Matte erlaben, eben so viel Hungrige speisen, und Durstige tränken! Es ist in der That recht rührend, wenn man da sieht, wie die Armen Kranken so dienstfertig einander helfen! Ein Krümer unterstützt einen Lahmen, eine Großmutter hält ein kränkendes Kind im Schoos, und begießt es sorgsam mit der Heilquelle. Es ist wohl wahr, was Sonnensels sagt: Elend verbrüderet oft eher, als Wohlstand und Glück. Was dies Bad zur Ehre der Menschheit vor andern auszeichnet, sind die armen Anstalten und milden Stiftungen für dürftige Kranke. Alle Sonntage wird in den Gasthöfen und in der Kirche nach vollendetem Gottesdienste das Almosen eingesammelt, welches der reformirte Pfarrer des Orts ohne Unterschied der Religion nach jedes Bedürfnissen austheilt. Solche Beispiele von duldsamer Menschenliebe verdienen Lob und Nachahmung. Sind wir auch in Religionsbegriffen von einander unterschieden, so laßt uns doch an Tugend und guten Werken einander ähnlich werden. Schöne Thatsachen sind immer bessere Beweise als fromme Worte ohne Kraft und Leben. Ein Landmann, der hier in dieser Heilquelle seine Gesundheit wieder erhielt, vergabete zum Trost hilfloser Armen eine beträchtliche Geldsumme. Man errichtete ihm nahe am Bad ein marmornes Denkmal mit folgender Inschrift:

Dem Andenken
 Georg Luchers
 Einem Landmann von Möriken
 Amts Lenzburg,
 der den Armen und Nothleidenden
 in diesem Heilbad
 Anno 1785
 Sechs tausend Gulden
 vergabet,
 Ist dieses Denkmal gewiedmet.

Wie mancher Reiche hat hier schon seinen ausgebrauchten Körper wieder gestählt, ohne daß es ihm einfiel erkenntlich zu seyn! Guter Gott! sind wir denn so gesunken, daß wir die edlern Gefühle des Danks und der Menschlichkeit von Bauern erlernen müssen?

Wir logieren hier im Gasthof zur Sonne, wo wir auf das bequemste bedient sind. Unser Gastwirth ist gar ein menschenfreundlicher und leutseliger Mann; er hat mir seine ganze Bibliothek angeboten, und mich zugleich ersucht, die Bücher ein bischen in Ordnung zu bringen. Du wirst dir leicht vorstellen, wie ich da gehäuset habe. Ich durchlas alle Titel, schmiß das Gute auf die eine, und das Schlechte auf die andere Seite. Wie ich so zwischen zwey aufgehäuften Bücherhügeln da stand, trat der Wirth ins Zimmer. „Gut,“ sprach er, sie machen mir da eine verteufelt schöne Ordnung. — Ja, das muß seyn, sagte ich; je zerstreuter die Bücher hin und her liegen, desto auffallender ist der Beweis, daß sie auch gelesen werden. „Eine reichgebundene und wohlgeordnete Bibliothek verräth allemal die Geistesarmuth ihres Besitzers.“

Der gute Mann lachte herzlich, und seit der Zeit haben wir viel und warm miteinander gesprochen. Ich glaube sein Zutrauen so gewonnen zu haben, daß er mich gewiß nicht unter die Klasse jener Kranken zählt, die bey ihrer Abreise des Schreyfens bedürfen; denn ich hab ihm die Gesundheitsumstände meines Geldbeutel's *in puris naturalibus* erklärt.

Meine Tischgesellschaft besteht aus sehr sonderbaren Duten. Der eine ist ein Muselman, der andere ein Italiänischer Tonkünstler, und der dritte ein Rußischer Handelsmann. Der erstere spaziert mit seinen langen Bumphosen die meiste Zeit das Zimmer auf und ab, und raucht seinen Knaster; der zweyte singt und trillert vom Morgen bis an den Abend so ununterbrochen fort, daß all meine Gedanken und Empfindungen bereits in musikalische Noten verwandelt sind; der letztere spekulirt Tag und Nacht. Er muß was sehr wichtiges im Wurf haben. Unter diesen Menschenkindern spielt mein träges Ich auch eine Rolle: nun rathe einmal, welche? Bequemlichkeit halber ließ ich mir die Haare rund stuzen. Du wirst dir vorstellen, wie fürchterlich schön dies wilde Gefraus meinen Kopf kleidet; ich komme mir selbst im Spiegel vor wie der melankolische Mond, wenn er mit hageren Wangen aus einem zerrissnen Gewölk hervorschaut. Der Türk glaubte Anfangs, ich wäre einer von jenen Wilden, die Kieselsteine fressen. Aber bey der Tafel hat er gar schön das Gegentheil erfahren. Es ist hier gewöhnlich, daß die Badgäste, so oft sie ausgehen, sich staatlich umkleiden: ich und mein einziger Rock kamen hierüber in ziemliche Verlegenheit; gern hätt ich auch eine Figur gesvielt wie in Wallis: aber was machen? Glücklicher Weise verkaufte mir Jemand ein gestreiftes Oberkleid

à la couleur d'amour; ich zog es an, spazirte ganz incognito durch die Stadt. Da stand dann an einer Ecke der Badnerboth, und sagte ganz laut: Ein, das ist ja der Buchdrucker von Solothurn! — Du kannst denken, was ich und mein incognito für Augen machten. In weniger als einer halben Minute wußten es schon die Kinder auf der Gasse, wer, wie, wo und was ich wäre. Dieser Vorfall hatte doch sein Gutes: er erwarb mir die Bekanntschaft von manchem würdigen und wackern Mann. Die Einwohner hier sind überhaupt sehr gesprächig, leutselig und dienstfertig; es herrscht in ihrem ganzen Betragen eine Art von altschweizerischem Biedersinn, den man leider in großen Städten nicht mehr findet. Das hiesige Frauenzimmer hat meinen ganzen Beyfall; ihre Gesichtsbildung ist etwas blaß aber angenehm, ihre Tracht einfach und niedlich. Sie wissen nichts von jenem neumödischen Frazensviele, womit unsere weiblichen Affen fast täglich eine andere Maskerade vorstellen; aber der Teufel wird einst mit ihren geschminkten Latzen, und stitterstaatlichen Theaterlumpen auch sein Spiel treiben. Die hiesigen Weiber verrathen eben so viel wirthschaftlichen Geist als moralische Festigkeit; ich glaube, wenn man man noch eine brave, kernhafte ehrbare Frau finden wollte, so müßte man sie in dieser Gegend suchen. Nur hab ich mit etwas Mißvergnügen wahrgenommen, daß fast alle Schönen von hier lange und wohl spitze Nasen haben; und eine spitze Nase, sagt der Physiognom von Z**. — Doch es hat ja jedes Volk seine Nationalschönheiten. — Leb wohl, und ärgere dich nicht über mein langes Geschwätz.*

Jos. G**.

* D gar nicht; vielmehr thut es mir wohl, und ist meinem Herzen köstlicher Balsam, wenn ich von dir, du lieber, guter G**, recht vieles lesen und hören kann. P**.

N. S. Das nenn' ich mir eine schöne Wirthschaft! man sieht wohl, daß die Kas' aus dem Hause ist; denn die Mäuse tanzen nun wie besessen: alles geht die Kreuz und Queer, unter und über sich! Rasend möchte man werden, hörst du, wenn man einen der schönsten Aufsätze (das vorlezte Stück) durch eine ganze Legion von Druckfehlern so verhunzt sieht. Wo zum Teufel hattest du denn deine Augen? — Geschwind verbessere mir auß wenigste folgende Sinnstörende Druckfehler: S. 234. Lin. 7. statt: ähnlischen Mantelsack, lies: Coffreähnlichen Mantelsack. S. 234. Lin. 22. statt: ihr bringt heute, lies: ihr kriegt heute S. 235. sollte von Lin. 12 bis 17 alles mit Schwabacher gedruckt seyn. S. 237. Lin. 12 statt hübsch, lies: hübsch. — 12 sollte das: weist auf den Fündling. — auch mit Schwabacher gedruckt seyn.

* Im Kopfe, wo sonst? — doch im Ernst, lieber G. du mußt wissen, daß ich damals verschiedener Geschäfte wegen die Korrektur nicht selbst besorgen konnte. Also, und hiemit — Doch die Schlussfolge kannst du von selbst errathen.

Nachrichten.

Es dient dem geehrten Publikum zur Nachricht, daß Mr. Kieffer Nagelschmied von hier sich erbiethet, so Jemand etwas an entlegne Orte kommissionsweise auszurichten oder zu arbeiten hat, so wird er sich alle Mühe geben Jedermann auß beste zu bedienen. Er wünscht sich einen gefälligen Zuspruch.

Es verlohrt Jemand einen weißen starker Stelhund mit einem gelbbraunen Flecken auf dem rechten Aug und Ohr, auf dem Rücken hinten mit dem nämlichen Flecken bezeichnet, an den hintern zween Füßen hat er dopvelte Sporen. Der Finder kann sich bey Herrn Brunner Apoteker anmelden, er wird ihm ein angemessnes Trinkgeld geben.